

Nr. 21. Posen, den 24. Mai. 1896.

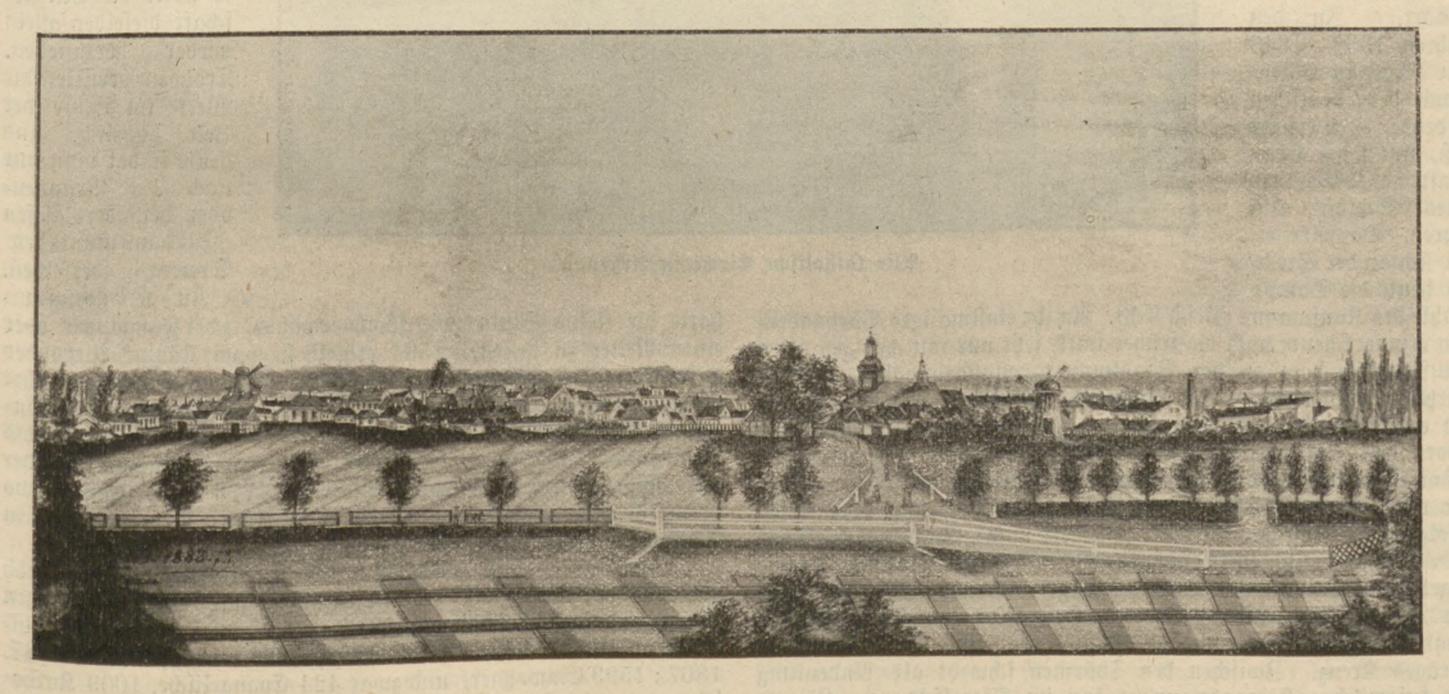
Städtebilder aus der Provinz Posen.

Argenau in Wort und Bild.*)

Von Oskar Hillebrand, Lehrer.

(Nachdruck des Textes und Vervielfältigung der Illustrationen verboten.)

Donnernd und prustend rasselt der Zug in den Bahnhof. „Argenau, eine Minute!" rufen die Schaffner, „Gniewkowo" oder „Argenowo"! die aussteigenden polnischen Landleute. Gleichgültig schweift das Auge des Weiterreisenden über das kleine Landstädtchen, das im Kranze seiner vielen Gärten freundlich und friedlich daliegt. Unwillkürlich haften seine Augen auf den altersgrauen Mauern der katholischen Kirche, die mit ihren beiden hölzernen Thürmen die Stadt überragt. Er ahnt nicht, daß hier jeder Fuß breit historischer Boden ist, er ahnt nicht, daß jene grauen Mauern erzählen könnten von einer Jahrhunderte weit hinter uns liegenden Zeit — eine Geschichte, in welcher bis auf unsere Zeit fast jedes Blatt mit Blut geschrieben ist, — von den Kämpfen der polnischen Fürsten untereinander und mit den Ordensrittern an bis auf die vielen vergeblichen Versuche der polnischen Station in der Neuzeit, ihre Selbständigkeit wieder zu erlangen. Die Vergangenheit Argenaus entschleiert sich dem Forscher theils durch die vielen Alterthumsfunde, die in der Stadt und Umgegend gemacht werden, theils durch die geschichtlichen Urkunden, die in den städtischen und kirchlichen Archiven



Ansicht von Argenau.

Argenaus und der Nachbarorte sich befinden, theils durch Sagen, die mittelst mündlicher Ueberlieferung dem heutigen Geschlechte die Thaten früherer Generationen in volksthümlicher Form übermitteln.

Die in und um Argenau in letzter Zeit aufgefundenen Alterthümer lassen darauf schließen, daß Kujawien in vorchristlicher Zeit von slavischen Volksstämmen bewohnt war. So wurde erst bei Abtragung eines Hügels auf der hiesigen Feldmark eine ganze Anzahl Urnen mit Asche und Knochenresten aufgefunden, die ganz den in verschiedenen Museen vorhandenen Urnen wendischen Ursprungs gleichen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch ein Schädel zu Tage gefördert, in dessen Wirbel eine kunstvoll

*) Quellen: 1. Wuttke, Städtebuch der Provinz Posen. 2. Statistische Beschreibung des Kreises Inowrazlaw vom Landrath, Freiherrn von Wilamowitz Möllendorf. 3. Die städtischen Archive zu Thorn und Argenau. 4. Das katholische kirchliche Archiv zu Argenau. 5. Die Mittheilungen des Copernicus-Vereins zu Thorn.

gearbeitete dreizöllige Bronzenadel getrieben war. Kurze Zeit darauf wurden durch tieferes Pflügen auf derselben Feldmark, vielleicht 1000 Schritte von dem ersten Fundorte entfernt, mehrere kunstvoll gearbeitete altheidnische Mahlsteine nebst Reibekeule und mehrere eigenthümlich geformte Urnen zu Tage gefördert. Außerdem sind in den letzten 20 Jahren auch an andern Punkten der Umgegend Steinbeile, Steinmeißel, alte Münzen, Bernsteinperlen und Bronzeschmucksachen in großer Anzahl gefunden worden, von denen allerdings mangels einer einheitlichen energischen Sammelstelle vieles verzettelt worden ist. —

Geschichtlich wird Argenau gleichzeitig mit Inowrazlaw schon im Jahre 1185 unter dem Namen „Gnievco" in einer Urkunde erwähnt. (Posener Archiv.) Lange vorher aber schon war es die Residenz der Herzöge von Kujawien, zu deren Besitzthum auch die heutigen Kreise Inowrazlaw und Strelno gehörten. Die Bischöfe des Landes hatten ihren Sitz zuerst in Dzwierzno, jetzt ein Dorf, später in Kruschwitz und seit 1195 in Wloclawek, (Russisch-Polen.)*) In der Stadt befand sich eine herzogliche Burg. Dieselbe stand nach mündlicher Ueberlieferung und den Aufzeichnungen der Gniewcoer Geistlichkeit am Markte etwa auf der Stelle, die heute das Haus des Grundbesitzers Chrząstowski einnimmt. An diese Burg erinnert der durch Jahrhunderte hindurch zäh festgehaltene Name der noch heute „Burgstraße" genannten Gasse. In den langen und erbitterten Kämpfen des deutschen Ritterordens mit den Polen wurde Gniewco wiederholt erobert, niedergebrannt und zerstört. In den Jahren 1332—1843 war Argenau Eigenthum des deutschen Ordens. Derselbe ließ, um seine Herrschaft zu sichern, ein festes Schloß aufführen. Dasselbe erhob sich an der Stelle, wo heute die Dampfmühle des Kaufmanns Hirsch steht. An ihr einstmaliges Vorhandensein erinnert heute noch die früher stark, jetzt nur mit wenigen alten Häusern, die hart an der Stadtmauer gestanden haben müssen, besetzte Schloßstraße. Im Thorner städtischen Archiv befindet sich eine Urkunde aus jener Zeit, in welcher der Komthur von Thorn den Rath der Altstadt Thorn bittet, den Bürgern von „Gnibekow" gegen die Feinde, d. h. die Polen beizustehen. Ferner enthält das Thorner Rathsarchiv eine Rechnung über diesen erfolgreichen Zug der Thorner Bürger nach „Gnibekow." Dasselbe Archiv besitzt einen schönen Abdruck des damaligen Stadtsiegels von Gnibekow. Dasselbe zeigt nach „den Mittheilungen des Thorner Copernicus-Vereins, Heft IX." zwei Thürme neben einander, über der äußeren Kante des linken Thurmes ein schräges Kreuz. Zwischen den Thürmen schwebt als Andeutung des kujawischen Herzogswappens frei im Siegelfelde ein Löwenkopf nach rechts, und ein Adlerkopf nach links unter gemeinsamer Krone. Dieses Stadtsiegel befand sich bis vor wenig Jahren im Gebrauche, war aber entweder durch ein Versehen des Stechers oder durch gewaltsame Beschädigung derart unkenntlich gemacht worden, daß selbst das als letzte Instanz angerufene Heroldsamt in Berlin eine Deutung des Wappens nicht zu geben vermochte. Da nun durch die mit vorliegendem Aufsatz in Verbindung stehenden Nachforschungen in dem Thorner Siegelabdruck das ursprüngliche Siegel von Gnibekow wieder aufgefunden worden ist, kommt das uralte Stadtsiegel auch wieder in Gebrauch.



Alte katholische Kirche in Argenau.

Stadt und Land Gniewkowo wurde 1343 vom Orden an Polen zurückgegeben. In den folgenden Jahrhunderten ward das oft durch schwere Kriegsnöthe heimgesuchte Gniewkowo wiederholt verkauft, verpfändet und zurückerworben. Der letzte urkundlich erwähnte Herzog von Gniewkowo hieß Wladislaus von Oppeln. Derselbe war mächtig genug, gelegentlich eines Zwistes das gleichfalls befestigte Inowrazlaw zu stürmen. Gniewkowo hatte von jeher Mauern, Wall und Graben, (die Wallstraße mit dem arg versumpften Wallgraben ist noch heute vorhanden), war aber klein und unbedeutend, was schon daraus hervorgeht, daß der Ort 1458 beim Aufgebote des Heeres gegen den Orden nur 2 Krieger zu stellen hatte. König Wladislaus gab laut Urkunde vom 23. Mai 1441 (Archiv Posen) die Stadt Gniewkowo sammt Vogtei und den dazu gehörigen Dörfern gleichzeitig mit Bromberg, Fordon und Schulitz dem Nikolaus von Sziborze auf Lebenszeit. König Kasimir übertrug es später dem Johann von Koscielecz, im Besitz welcher Familie Gniewkowo sich auch im 14. Jahrhundert schon einmal befunden hat. Derselbe König stellte 1450 am 14. Mai der Stadt eine neue Urkunde aus, nach der es den Bürgern frei stand, gegen Ablieferung einiger Maaß Hafer aus den königlichen Forsten Bau- und Brennholz zu holen. (Diese sogenannte Holzgerechtigkeit ist später wie in anderen Städten abgelöst worden.) Der König verpflichtete sich außerdem, zerstörte Festungswerke zur Hälfte auf seine Kosten zu erneuern. Wurden aber nur einzelne Theile schadhaft, so hatte die Bürgerschaft dieselben allein wieder herzustellen. Trotzdem verfielen die Werke im Laufe der Zeit gänzlich, und heute findet man nur noch bei Brunnen- oder besonders tiefen Fundamentanlagen Spuren derselben. Zu Kriegszügen hatte die kleine Stadt, wie schon erwähnt, zwei Fußgänger oder einen Reiter zu stellen. 1504 erhielt sie vom Könige Alexander das Recht, drei Jahrmärkte, die später noch um einen vermehrt wurden, und einen Montagswochenmarkt, der später auf Sonntag verlegt wurde, abzuhalten. Diese Gerechtsame wurde bis zum Jahre 1887, in welchem der Sonntagswochenmarkt wieder auf Montag verlegt wurde, ausgeübt. 1773 wurde Gniewkowo preußisch und erhielt ein Königliches Amt. Erst von diesem Zeitpunkte an durften sich Juden in der Stadt niederlassen.

Im Jahre 1788 zählte Gniewkowo 75 schlechte, mit Stroh gedeckte und aus Holz erbaute Häuser mit einer katholischen Kirche und 500 Einwohner; 1816 : 78 Häuser und 600 Einwohner; 1837 : 952, 1843 : 1225, 1858 : 1381, 1861 : 1387, 1867 : 1593 Einwohner, und zwar 424 Evangelische, 1009 Katholiken und 160 Juden. Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1875 hatte Gniewkowo (seit 1878 in Argenau umgetauft) 160 Wohnhäuser, 401 Haushaltungen und 880 männliche und 960 weibliche, zusammen 1840 Einwohner, bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1895 : 200 Wohnhäuser, 1200 evangelische, 1400 katholische, 100 jüdische, zusammen 2700 Einwohner. Nach obiger Statistik hat also Argenau, seit es unter preußischer Herrschaft steht, um nicht weniger als 2200 Einwohner zugenommen. Alle die fürsorglichen Maßregeln, die Preußens Regenten unter Daransetzung außergewöhnlicher Mittel anwendeten, um die neu erworbenen in jeder Beziehung vernachlässigten polnischen Landestheile zu heben, kamen auch der ehemaligen Residenz Kujawiens zu Gute und machten aus derselben schließlich das heutige blühende Landstädtchen Argenau. Freilich blieb es

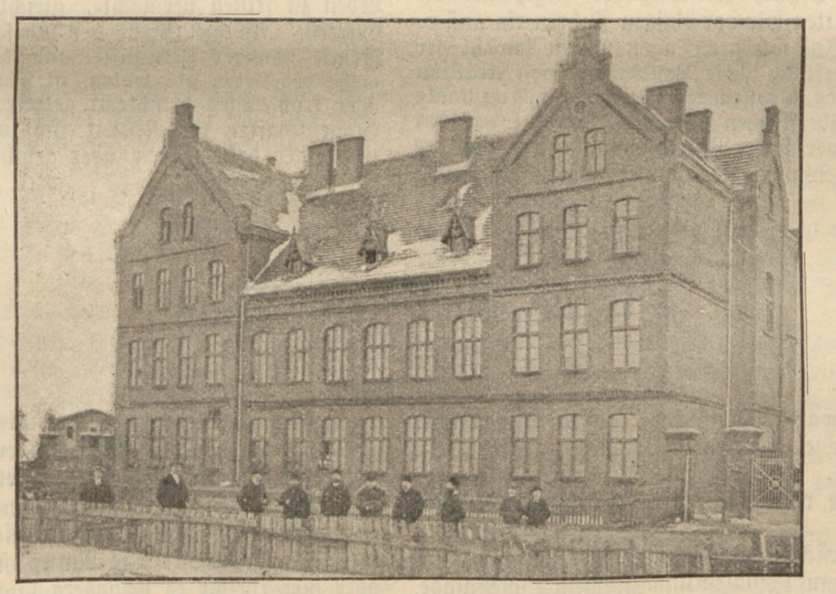
---

*) Gniewkowo erhielt schon im 13. Jahrhundert Magdeburger Recht.

auch seither von trüben Zeiten nicht verschont. Die Unglücksjahre 1806 und 1807, sowie Napoleons Zug nach Rußland 1812 sind auch in der Geschichte Argenaus mit unauslöschlichen Lettern eingetragen.

In dem etwa eine Meile entfernten Dorfe Schadlowitz (früher Szadlowice) lebte bis vor wenigen Jahren ein uralter polnischer Mann von seltener Geistesfrische, Pawlak mit Namen, welcher wie viele junge Polen den Zug nach Rußland mitgemacht hatte. Derselbe erzählte mit Vorliebe nachstehende Geschichte, deren einzelne Thatsachen allerdings nicht ganz einwandsfrei sein dürften. Napoleon kam 1812 auf seinem Zuge nach Rußland auch nach Schadlowitz. Er setzte sich unter eine alte Linde an der katholischen Kirche und beobachtete den Durchzug seines Heeres. (Thatsächlich führte die alte Heerstraße nach Rußland durch Schadlowitz und war noch vor etwa 20 Jahren durch einen fetten dunklen Streifen im Getreide etwa 300 Meter von der Inowrazlawer Chaussee und parallel mit derselben zu erkennen.) Die Wege waren grundlos und besonders die Geschütze kamen nicht vorwärts. Da sprang Napoleon wüthend auf, zog seinen Degen und hieb unter einem Hagel von Schimpfworten erst auf die Pferde und sodann auf die Troßknechte ein. Aber auch dies war vergeblich. Plötzlich ein kurzer scharfer Befehl, und im Nu waren sämmtliche aus Bohlen erbaute Häuser des Dorfes demolirt. Die Bohlen wurden gleich Schienen auf die Straße gelegt und vorwärts ging es. Die Franzosen haben in Kujawien dieses drastische Mittel nachher öfter angewendet. Am andern Morgen waren sämmtliche noch wehrfähigen, jungen Männer von Schadlowitz und den Nachbardörfern verschwunden, um sich Napoleon anzuschließen.

Von all diesen Wagehälsen, es waren ihrer über 30, die wenigen noch vorhandenen Pferde hatten sie mitgenommen, kam nur der oben genannte Pawlak krank und elend zurück, erlebte aber dann trotzdem noch ein Alter von fast 100 Jahren. Der alte Pawlak ist todt, und auch die alte Linde hat beim Neubau der katholischen Kirche fallen müssen.



Simultanschule in Argenau.

Der Aufschwung der Stadt Gniewkowo wurde durch die wiederholten vergeblichen Versuche der polnischen Bevölkerung, sich von der preußischen Herrschaft zu befreien, gehemmt aber doch nur für kurze Zeit gehindert. Es muß übrigens konstatirt werden, daß die Insurgenten in Gniewkowo stets gute Manneszucht gehalten haben und die deutsche Bevölkerung nicht belästigten.

Der Fürsorge der Behörden hatte sich Argenau auch in neuerer Zeit zu erfreuen. Die Stadt erhielt 1843 Chausseeverbindung mit Thorn und Inowrazlaw. 1870 wurde eine Chaussee von hier nach Brudnia erbaut und 1873 die Posen-Thorner Bahn über Argenau geleitet. Im Jahre 1881 hallte die Stadt nochmals von Kriegslärm wider, während ganz Europa sich des tiefsten Friedens erfreute. Es handelt sich um die damals hier in Scene gesetzte Judenhetze, die den meisten Lesern wohl noch aus den Zeitungen her im Gedächtniß sein dürfte. Sie erregte seiner Zeit ungeheures Aufsehen, verlief zwar schließlich im Sande, ließ aber lange Jahre eine tiefe Verstimmung unter der Bürgerschaft zurück. Heute haben sich die damals hochgehenden Wogen der Erregung wieder beruhigt, und Evangelische, Katholiken und Juden begegnen einander heute im Handel, Wandel und Verkehr in einer Weise, wie es manch größerem Gemeinwesen wohl zu wünschen wäre.

Die städtische Verfassung ist laut Artikel VIII der Städteordnung organisirt. Die Zahl der Stadtverordneten beträgt 12, die der Magistratsmitglieder 4. Seit der jetzige Bürgermeister Kowalski (etwa vor 25 Jahren) an die Spitze der städtischen Verwaltung trat, begann für Argenau eine Zeit gemeinnütziger Reformen. Die vielen kleinen und ungesunden Wohnungen wurden geschlossen, und dafür solche, die den sanitären Forderungen der Neuzeit entsprechen, geschaffen. Die feuergefährlichen Strohdächer sind im Laufe weniger Jahre gänzlich beseitigt worden. Die damals noch ungepflasterten Straßen, der Marktplatz, sowie fast sämmtliche Höfe sind heute gepflastert. Es wurden die vielen offenen Brunnen geschlossen und durch Anlegung städtischer Pumpen für gutes Trinkwasser Sorge getragen, ferner ein geräumiges Armenhaus, ein Spital, ein Lazareth mit Isolirraum für den Fall des Ausbruchs ansteckender Krankheiten, eine Diakonissenstation und eine Kleinkinderschule eingerichtet. Um dem alten, auf Trägheit und Unwissenheit beruhenden Glauben, es könne hier kein Baum gedeihen, entgegenzutreten, wurden theils auf städtische Kosten, theils mit Hülfe des ins Leben gerufenen Verschönerungsvereins Markt und Straßen mit Bäumen bepflanzt und mehrere schöne Promenaden angelegt. Der Erfolg dieser und noch anderer Maßnahmen ist denn auch nicht ausgeblieben. Argenau ist heute eine saubere, freundliche und gesunde Stadt, deren bisherige Entwickelung zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt.

An öffentlichen Bauten und gewerblichen Anlagen enthält die Stadt eine katholische, eine evangelische und eine altlutherische Kirche, eine Synagoge, ein zwölfklassiges Simultanschulgebäude, in welchem auch eine Privatknaben- und eine höhere Töchterschule untergebracht ist, eine Apotheke, ein Postgebäude, eine Oberförsterei, eine Dampfziegelei, eine Oelfabrik, eine Maschinenfabrik, ein großes Bau- und Holzgeschäft (von Fischer) und in nächster Nähe die große Zuckerfabrik Wierzchoslawitz. Das älteste Gebäude der Stadt (die übrigen sind sämmtlich neueren Datums) ist die in gothischem Stil erbaute katholische Kirche — nach den an ihr befindlichen sogenannten Näpfchensteinen und dem eigenthümlichen Sims unter dem Dache zu schließen, wahrscheinlich gleichzeitig mit den katholischen Kirchen zu Dolzig, Pinne u. s. w. im Anfange des 14. Jahrhunderts erbaut. Im Laufe der Jahrhunderte wiederholt theilweise abgebrannt, wieder aufgebaut und erweitert, läßt sie in ihren einzelnen Theilen deutlich die älteren und neueren unterscheiden. Nach der Pfeilerkonstruktion des ältesten Theils war sie früher gewölbt. Der großen Kosten und schweren Zeitläufte wegen ist wahrscheinlich die Wiederherstellung der Wölbung unterblieben. An dies altehrwürdige Bauwerk knüpft sich eine Legende, die vom Volke mit großer Liebe festgehalten wird und thatsächlich einige Unterstützung durch in lateinischer Sprache gemachte Aufzeichnungen der früher hier amtirenden katholischen Geistlichen findet. Die Aufzeichnungen datiren aus alter Zeit und sind mit geringen Unterbrechungen fortlaufend ergänzt worden. Nach dieser Legende war die Kirche einst eine Burgkapelle, zu welcher vom Starostenschlosse aus ein durch das Bruch geschütteter Damm führte. (Glaubwürdigen Ueberlieferungen zu Folge war noch in neuerer Zeit thatsächlich die ganze Gegend vom jetzigen Markte bis zum Königlichen Walde ein einziges großes Bruch). Die eigentliche katholische Kirche soll in der Nähe des heutigen Vorwerks Kreuzkrug gestanden haben. Dort befand sich auch ein wunderthätiges Christusbild, unter welchem eine heilkräftige Quelle hervorsprudelte. (Die Quelle ist noch heute vorhanden.) Lange Jahre hindurch geschahen hier angeblich wunderbare Heilungen, bis eines Tages ein Ungläubiger oder Heide daher kam und, in Unkenntniß der Heiligkeit des Ortes, sein Roß in der Quelle tränkte. Von diesem Tage an hörten die Wunder auf. Die Quelle verlor ihre Heilkraft und die Kirche wurde in den schweren Kriegen jener

Zeit zerstört. Das Kruzifix wurde indessen gerettet und auf dem Hochaltar der heutigen katholischen Kirche verwahrt und gehütet. Von dort ist es nach weiteren langen Jahren auf unerklärliche Weise verschwunden. — Inwieweit hier christliche und heidnische Quellen zusammen fließen, ist schwer zu beurtheilen.

Eine andere Geschichte hat der nicht weit von Argenau im Königlichen Walde gelegene „neue See". Etwa drei Kilometer von der Stadt entfernt liegt ein zweiter, der „alte See", das Wasserreservoire für alle Abwässer von Argenau und Umgegend. In besonders nassen Jahren überfluthete derselbe die umliegenden Ländereien und richtete großen Schaden an. Man verband deshalb unter Friedrich Wilhelm IV. den „alten" mit dem tiefer gelegenen „neuen See" durch einen Kanal und führte so diesem das überschüssige Wasser zu. Dabei machte man nun die wahrscheinlich auch schon früher beobachtete Wahrnehmung, daß trotz der großen Wassermengen, die dem neuen See zuflossen, der Spiegel desselben sich nie über eine bestimmte Höhe erhob und sobald der Zufluß aufhörte, das Wasser reißend schnell zu fallen begann, bis schließlich der See vollständig ausgetrocknet war. Man konnte dann viele Jahre hindurch auf dem Grunde des Sees Kartoffeln und Buchweizen anbauen. Das Volk meinte dazu: „Der neue See hat einen unterirdischen Abfluß nach der nahen Weichsel." Diese Erklärung ist indessen nicht stichhaltig, da der Spiegel der Weichsel nachweislich höher liegt, als die Sohle des Sees. Nun hatten wir vor einigen Jahren ein außergewöhnlich nasses Jahr. In wenigen Tagen waren sowohl der alte wie der neue See überfüllt. Die Landbesitzer von Argenau Ausbau und Seedorf zeigten indessen keine Besorgniß, auch als das Wasser die Felder zu überfluthen begann. Sie meinten, der neue See würde wie immer seine Pflicht thun. Er that es aber diesmal nicht. Das Wasser stieg immer höher, die Felder wurden verwüstet. Mehrere der meist aus Lehm erbauten Häuser stürzten, bis zum Dach im Wasser stehend, ein. Der Verkehr mußte durch Kähne vermittelt werden. Nun erinnerte man sich einer alten, wahrscheinlich slavischen Sage: „Wenn der neue See einmal kein Wasser mehr abfließen läßt, dann ist er satt, giebt alles früher eingeschluckte Wasser von sich, und die ganze Gegend geht unter." Durch das Wiederauftauchen dieser Sage und die thatsächliche Nothlage wurde die Verzagtheit immer größer. Die Regierung that, was in ihren Kräften stand, sie versprach Unterstützungen und Entschädigungen im weitesten Umfange, die auch später gezahlt worden sind. Man nahm zur Beruhigung des Volks im neuen See Bohrungen und Dynamitsprengungen vor, um den Abfluß zu öffnen. Alles aber schien vergeblich zu sein. Da, mit einem Male, fing das Wasser an zu sinken, erst strich-, dann zollweise — in wenigen Wochen war das Wasser verschwunden, und der neue See liegt heute wieder so trocken, wie er vielleicht in Jahrhunderten schon so und so oft trocken gelegen hat und wartet wieder der Bearbeitung durch Pflug und Egge. —

Argenau schaut heute auf eine mehr als tausendjährige Vergangenheit zurück. Wo früher die polnischen Banderien ihre Rosse tummelten, herrscht heute die Lokomotive. Die ganze Gegend, die der damaligen Bevölkerung nur nothdürftig das Leben zu fristen vermochte, gleicht heute einem einzigen großen Garten. An die Stelle der Vorfahren, die damals unter dem Drucke schwerer Zeitläufte und der eisernen Hand ihrer Herren mehr vegetirten als lebten, ist heut ein arbeitsames, genügsames, aber frohlebiges Geschlecht getreten, das die Fortschritte und Errungenschaften der Neuzeit sich wohl zu Nutze zu machen weiß und einer bescheidenen, aber gesicherten Zukunft entgegengeht.

Eine verkehrte Wahl.

Novelle von E. Glau.

(Fortsetzung.)

Die sinkende Sonne warf Streiflichter auf's Dünenmoos und Haidekraut, die sich wie leuchtende Teppiche zwischen die braunen Stämme breiteten.

Tief unten glitzerte die ruhige See, ein mächtiger, funkelnder Krystall.

Ein Mann schritt vorsichtig und jeden Tritt erwägend durch Brombeeren und Hagebuchen auf schmalem unwegsamem Dünenpfade.

Es war der neue Pfarrer Werner Hellbach.

Ein paar Mal stand er prüfend still, wo er sei, und stieg dann langsam bergab. Gestrüpp und Dornengerank hing sich an seine Füße. Er löste es gelassen ab.

Aus träger Ruhe aufgescheucht, flirrten rundum die kleinen blauen Falter und allerhand Flügelgethier. Eine dicke Hummel surrte über den Gräsern. Hellbach hatte seine Freude daran. Nur ganz allmählich näherte er sich seinem Ziel, einer mäßig großen, vorspringenden Platte, die augenblicklich vor dem Gebüsch nicht sichtbar war.

Dort stand eine weltverborgene, verlorene Bank. Er hatte sie gestern auf seinem Streifzuge entdeckt.

Irrte er — oder war die Bank heut besetzt?

Er bemerkte eine Dame.

Den geschlossenen Sonnenschirm über der Schulter, einen Seidenbeutel an seiner Schnur in Pendelschwingungen bewegend, saß sie müßig da.

Ein riesiger Leonberger lagerte zu ihren Füßen, den breiten Kopf auf die ausgestreckten Vorderpfoten gedrückt.

Ein halbwüchsiger junger Mensch stellte ein kleines Tischchen auf und setzte einen Malkasten bereit.

Und jetzt bei dem nächsten Schritt erkannte der Pfarrer — — Baronin Ilse.

Sie trug ein schlichtes graues Kleid, am Kragen und an den Aermeln verschnürt, ein paar Stielchen, Heckenrose, frisch am Wege gepflückt, waren der einzige Schmuck. Ein grauer Filzhut beschattete die Stirn.

Es knackte und raschelte jetzt über ihr im Gesträuch.

Der Hund duckte, aufspringend den gewaltigen Leib zum Angriffe.

„Ruhig, Mentor — was giebt's?"

Sie wandte den Kopf und erröthete flüchtig.

Der Pfarrer grüßte — redete sie an.

„Wenn Sie Sich nicht stören lassen wollen, Baronin", sagte er unbefangen, „dann setze ich mich einen Augenblick. — Es ist hier so wundervoll! Die Natur ist allzeit Gottes lebendig Wort; aber hier spricht es besonders laut und schön zu uns."

Er hatte sich sogleich bequem in die Bankecke gedrückt und ließ den ruhig großen, empfänglichen Blick unersättlich in die Ferne schweifen.

Und der Pfarrer störte sie doch.

Eine gescheidte Bemerkung zu seiner Anrede fiel ihr nicht ein, und doch wollte sie nichts Landläufiges sagen.

Sie schwieg und malte frisch weg.

Der Pfarrer sah anfangs gar nicht hin.

„Was man nicht versteht, soll man nicht beurtheilen," sagte er plötzlich und betrachtete die angefangene Malerei, „und ich verstehe von der Malerei so wenig wie nichts."

Er sah nun ein paar Augenblicke zu.

Die kleine weiße Hand mit dem funkelnden Brillant bebte ein wenig und benahm sich weniger geschickt als zuvor.

Sie klexte, hier und da fehlte es.

Der Pfarrer zog den Blick sehr bald gleichgültig zurück. Er fragte nach dem Knaben, der Ilse begleitet hatte, und Ilse gab ihm Bescheid: er ist der älteste Sohn einer Wittwe, die kürzlich erst den Mann zur See verloren hatte. Weil der Erwerb der Familie auf den alten Großvater, einen Feldhüter des Gutes, allein gestellt sei, habe sie den Klaus in ihren persönlichen Dienst berufen.

Der Pfarrer nickte wohlgefällig, er lobte sie; er nahm sein Taschenbuch heraus und schrieb den Namen der Familie auf.

„Sie leiden doch sonst keine Noth?" fragte er plötzlich bestimmt.

Ilse wußte es nicht und ward verlegen.

Seine Augen warfen ihr unwissentlich die Unkenntniß vor.

Er schob indeß den Stift wieder in sein Taschenbuch und steckte es ein.

Eine Stunde etwa ging hin.

Klaus kam und packte die Mal-Geräthschaften wieder zusammen.

Ilse stand auf; der Pfarrer auch.

Sie hatte noch ein Geschäft in Mestow abzuthun und nahm den Weg dahin.

Der Pfarrer ging mit.

Mentor, der Hund, trottete mit der Schwerfälligkeit seiner Rasse nebenher und sah den Pfarrer dann und wann an, als frage er: Freund oder?

Er knurrte auch einige Male, und als Ilse ihn schalt, zog er sich mürrisch zurück, schnoberte abseits am Boden und schien durch sein Verhalten zu sagen: Ich kann nicht helfen, ich habe das Meinige gethan.

Der Geruch des Meeres würzte und erfrischte die Luft. Der Wind hatte sich aufgemacht und trieb die rothweiße Flagge an hohem Maste knatternd landein. Rothe Sonnenlichter spiegelten sich wie glimmende Feuer auf den blanken Scheiben der weißen Häuser des Ortes.

Der Wind trieb Ilsens Kleid, daß sie nur mühsam schreiten konnte; der Schleier wickelte sich ihr mehrmals um den Kopf.

Sie lachte und amüsirte sich.

Auch der Pfarrer drückte den Hut fester auf den Kopf und hielt ihn noch.

Sie schritten ruhig weiter, ob auch die Windsbraut ihnen hier den Athem benahm.

Auf der Höhe der steilen Treppe, die glitschrig, ausgetreten und mit neunundneunzig Stufen zum Strande führte, stand er still.

Sie übersahen fernhin Gründerow, deß' braunrothe Dächer der graue, steife Thurm überragte, und vor sich das Meer. Jede Welle trug ihr Schaumkrönchen und bohrte die Vorläuferin in den Grund.

„So etwa war der Eindruck, der in den Knabenjahren auf mich wirkte", begann der Pfarrer in erzählendem Ton, „ein Eindruck, der in die Stetigkeit des Seelsorgers für alle Zeit einen Zug von Ruhelosigkeit getragen hat. Eine Kinderseele ist so zart empfänglich und wiederum hart dauerhaft. Unser Haus stand nämlich unweit des Hafens, aus dem Fenster im Giebel war ein Theil desselben zu sehen. Die Flaggen und Wimpel, das Gehen und Kommen der Schiffe, Kanonendonner und schmetternde Musik, das Lärmen und Treiben des bunten Verkehrs — ach, es lag in allem etwas unsagbar Aufregendes, Bestrickendes für den verborgenen Lauscher, der stundenlang am Giebelfenster kauerte und beobachtete. Und wiederum: unsere liebe, alte Kirche am Markt mit dem blanken, vielzackigen Kreuz auf dem spitzen Thurm — auch sie hatte ich immer vor Augen, hatte sie ehrfürchtig lieb. Die klangvollen, milden Glocken, der stille Menschenstrom am Sonntage, der unter Sturm und Wetter, Sonne und Regen all überwachende Thurm — es weckte mir inmitten des lebendigen Treibens in meiner Vaterstadt, in unserm Hause das Gefühl erhabener Ruhe, stiller Größe.

Riefens die bunten flatternden Wimpel: Ziehe mit uns fort in die Ferne! — erzog das graue, stattliche Gemäuer Bleibesinn in mir. Lockte michs dort in des Lebens Kampf, predigte das blinkende Kreuz mir den Frieden! Zwei Seelen, ach in eines Kindes Brust! Dazu kam: mein Großvater väterlicherseits war Seemann gewesen; meine gute Mutter wuchs in einem Pfarrhause auf.

In diesen beiden geliebten Menschen traten die Gegensätze mir verkörpert entgegen, beeinflußten mich. Der Großvater hielt nur den Seemann werth und würdig. Seine Gestalt aus Mark und Sehnen, sein scharfgeschnittenes kühnes Gesicht schwebten mir vor wie die verkörperte Männlichkeit. Wenn er von seinen Fahrten erzählt — er hat zweimal die Welt umsegelt — packte mich glühendes Verlangen, ein Mann wie der Großvater zu sein. Dem widerstrebte meine Mutter. „Die Kanzel ist auch eine herrliche Kommandobrücke, mein Sohn", sagte sie einst, „und die Kirche ein herrliches Schiff, darauf Du viele, viele einer besseren neuen Welt entgegenführen kannst." So verschmolz Neigung und Neigung in mir zu dem geistlichen Beruf als Missionar.

Sie wurden unterbrochen. Eine gedrungene Seemannsgestalt mit derben Fäusten, kurz geschorenem Haar und bronzefarbenem Gesicht, Strandvogt Venz, der kraft seiner Schulter das Boot mit einem gewaltigen Ruck hinabgeschoben und flott gemacht hatte, nahm die kurze Pfeife zwischen den blanken Zähnen hervor, lüftete die Mütze, indem er sein Fahrzeug mit der Linken an der Kette festhielt und sagte:

„Wollen die Herrschaften mit? ich fahre blos die kleine Strecke bis Grönte hinüber."

„Wollen wir?" fragte der Pfarrer Ilse, „es kommt auf Sie an, Baronin."

Die Frage klang rein ursprünglich, frei von jedem Nebengedanken, auf die Sache gerichtet.

Ilsens Neigung für Bootfahrten bei hohem Wellengang siegte. Sie stiegen ein.

Der Wind blähte das rothe Segel und stemmte ächzend sich entgegen. Das Boot tanzte und schwankte von Well' zu Welle, zu immer neuen Wellen ins unendliche Gewoge hinein. Die Sonne hatte einen einzigen, rothgoldenen Streifen auf grauer Wand hinterlassen, als leuchte sie noch durch den Spalt der verschlossenen Thür, hinter der sie verschwand.

Venz unter seiner gelben Sturmhaube im steifen Kittel sah mit dem braunen bärbeißigen Gesicht aus wie der Normann aus der Sage, der das Königskind geraubt. Er hielt die Leine ernsthaft im Auge und sah nach seinen Gästen hin.

Die Dünen traten zurück; sie waren nur noch eine Wand in grün und grau; Mehlow ein heller Fleck — ein Strich — ein Schein. Ilse bekämpfte inmitten des Tosens und Wälzens ein Gefühl von Vereinsamung und — Zusammengehörigkeit mit dem Manne, der ihr so ruhig, gleichmüthig, so voll genießend gegenübersaß. Es war, als ginge von seiner Person eine beruhigende Kraft aus.

Hellbach sprach fast nur allein. Unter dem Gesang der Wellen schien ihm das Herz aufzugehen. „Wo wir der Natur frei gegenüberstehen, sehnt unsere Seele sich über die Natur hinaus", sagte er unter anderem, „ich möchte dies Gefühl Heimweh nennen, Bewußtsein unserer ewigen Bestimmung. Damit dies Gefühl nicht vorzeitig Herz und Sinne lähmt, bedürfen wir der Pflichten, strenger Pflichten, der Arbeit — — — aber auch lieber Menschen, die uns fröhlich machen", setzte er zögernd hinzu und sah Ilse freimüthig in die Augen.

Als sie landeten, war es schon spät geworden. Sie trennten sich deswegen kurz und rasch.

Sonntag wars. Auf goldenen Schwingen hob sich die Sonne aus dem Nebelmeer und trieb die Massen gleich fliehenden Giganten vor sich her. An diesem Sonntag sollte Hellbach zum ersten Male in der Gemeinde von Gunderow predigen.

Ilse hatte dem Tag mit einem Grad von Herzensbangigkeit entgegengesehen, und das Gefühl hatte sich bis zur Beklommenheit gesteigert.

Die Vorstellung, ihn der öffentlichen Meinung preisgegeben zu sehen, peinigte sie.

Sie war allein auf der Veranda, früher fertig als die andern, als das Mädchen plötzlich erschien und meldete:

„Der Herr Baron sei da und frage an, ob er nicht störe."

„Joachim? Was fiel ihm ein?" — Ilse dachte einen Moment nach: Wenn sie ihm sagen ließe, daß er sie störe? — Er kam ihr wirklich in eine besondere Stimmung hinein: Aber dann stand ganz Brüssow in Flammen!"

Sie lachte in sich hinein, was sie vor dem Mädchen verbergen wollte.

„Ich lasse meinen Vetter bitten —"

„Wie hat mein gnädigstes Bäschen geschlafen?" sagte Joachim gut gelaunt, indem er ihre Hand leicht an die Lippen drückte.

„Danke! — ich habe ein wenig Kopfweh."

„Daran sind Deine vielen Bücher schuld — nichts weiter."

„Das heißt: ich bin recht thöricht, Deine Frage gewissenhaft zu beantworten."

Joachim lachte gutmüthig, strich seinen krausen Bart und ging auf der Veranda mit schweren Schritten hin und her.

„Der Bau verträgt solche Promenade kaum, Vetter — bitte nimm Platz", sagte sie kühl.

Joachim war an das Thermometer getreten und prüfte die Zahl der Grade.

„Es wird heute sehr heiß", bemerkte er, „wenn der Pfarrer nur darauf Rücksicht nimmt und sich die Uhr für seine Predigt mitnimmt. Antrittspredigten sind gewöhnlich ohne Ende."

„Du bist ja ungeheuer interessirt, Vetter!" versetzte Ilse und lachte uneingeschränkt.

„Man mag immer bei der Wahrheit bleiben", sagte er trocken und ohne jede Empfindlichkeit.

Sie scherzten halb und halb über eine Meinungsverschiedenheit hinweg.

Inzwischen klang über Feld die Glocke vom Gunderower Thurm. —

Das disharmonische, melodische Geläute, das hell und dumpf herübertönte, berührte Ilse heute mehr denn je.

Sie dachte wieder an Hellbach. In dem Gedanken wurde sie plötzlich still. Daß Joachim weiter sprach, inkommodirte sie.

Und was sprach er? Triviales Zeug — sprach von seiner neuen Baumschule, von einem störrischen Pferde, von mittelmäßigen Ernteaussichten und wiegte sich höchst gelassen auf den Hinterbeinen des Stuhls.

Bald saß man in der übervollen Kirche. Die Unruhe war in Ilse gewachsen; die Hände waren ihr eiskalt.

Die Orgel setzte endlich mit langgehaltenen Tönen ein, brach mit brausendem Akkorde ab.

Die Glasthür der Sakristei klirrte leise und die Altarkerzen flackerten, vom Zug bewegt, hoch auf.

Pfarrer Hellbach stand vor dem Altar.

Etwas Apostelhaftes lag in seinem Wesen, wie er hoch aufgerichtet, sichern Blickes die Gemeinde überschaute.

Der Lichtglanz vergeistigte sein Gesicht.

Der Eindruck erneute sich in Ilse, als er wenig später auf der Kanzel erschien.

Sie irrte nicht; sie fühlte seinen Blick wie ein verborgenes Suchen, wie ein befriedigtes Gefunden.

Es war nur ein einziger, kurzer Moment.

Die blaurothen, runden Sonnenbilder, die durch die bunten Gläser des großen Mittelfensters aufs wurmzernagte Holz der Kanzel fielen, schwebten zuletzt den beiden Posaunenengeln auf dem Kanzeldache um die Köpfe.

Die Zeit war ganz ungewöhnlich vorgerückt, als ein letztes, langathmiges Brausen der Orgel den Menschenstrom hinaus auf die Dorfstraße drängte.

Ilsen kams vor, als wenn die Silberpappeln längs der Kirche zitterten vor Freude; die jungen Birken an den Gräbern mit den Zweigen wehten, als hätten die Fahnen aufgesteckt.

Auch der freiherrliche Wagen, das Wappen der Brüssows, zwei Sperberköpfe in gelbem Felde auf dem Schlage, rollte davon.

Am Fenster der Sakristei wurde der grüne Vorhang fortgeschoben.

Ilse bemerkte eine schmale weiße Hand — — das Blut kreiste rascher zum Herzen.

Der Wagen rollte vorbei; der grüne Vorhang sank zurück in die verblaßten Falten; eine Wolke dünnen Staubs zog langsam verhüllend über den Weg.

* * *

Die Mittagshitze zitterte über den Hof; der Wetterhahn schien eingeschlafen. Der Sonne Lichter malten das regungslose Gezweig als Schattenbilder auf die kiesbestreuten Wege.

Es war 2 Uhr; man erwartete den Pfarrer zu Tisch. Tante Sophie hatte vor dem Spiegel so und so oft das Spitzenhäubchen zurechtgezupft; Frau Flint fürchtete für den Braten; der Baron hatte bereits eine ungeduldig krause Stirn.

Ilse war nicht so ruhig, wie sie scheinen wollte; das blasse Gesicht verrieth die Erregung.

Sie ging in rastloser Unthätigkeit hin und her; bald spähte sie von der Veranda aus über den Weg, bald ging sie ein Stückchen tiefer in den Park, von wo der Weg von Gunderow her noch besser sichtbar war.

Plötzlich thaten sich die Flügelthüren ganz unerwartet weit auf; der Pfarrer war unbemerkt gekommen.

„Unser verehrter Herr Pfarrer!" — Tante Sophie schnellte aus ihrem Halbschlummer in die Höhe — „wie freue ich mich, Sie unmittelbar nach Ihrer schönen Predigt beglückwünschen zu können; ich wollte, Sie blieben hier."

Der Pfarrer entgegnete ein paar höfliche Worte. Der Baron bemächtigte sich sogleich der Situation. „Mein Neffe —" die Herren verneigten sich schweigend gegen einander — „Herr von Götz, ein lieber Freund unseres Hauses — Herr Pfarrer Hellbach —" die beiden Herren geriethen sofort ins Gespräch.

Ilse begrüßte den Pfarrer zuletzt; sie kam aus dem Park die Stufen der Veranda herauf.

Von der schlanken vornehmen Gestalt im hellen Kleide, von dem schönen Kopf mit dem glänzenden Haar schien ein Leuchten auszugehen; ein lebhafterer Farbenton verschönte sie noch.

Sie und der Pfarrer reichten einander die Hand wie gute Freunde. — Der Baron, ein ausgemachter Feind jeder Unpünktlichkeit, drängte nun zum Tische.

Das Widerspiel des Sonnengoldes, das einen breiten Strom von Licht unter der halb aufgezogenen Marquise bis tief ins Zimmer goß — Blühendes in den Vasen — der Silberschatz der Brüssows — rothglühender Wein in den krystallenen Karaffen — alles verband sich, die Stimmung behaglich zu erhöhen.

Das Tischgebet zu sprechen, lehnte der Pfarrer ab; er wollte die Ordnung des Hauses nicht unterbrechen.

So sprachs denn Ilse, schüchtern wie ein Kind, den Kopf tief auf die gefalteten Hände gebeugt, ganz leise.

Als sie die Augen hob, begegnete sie seinem freundlichen Blick; der Blick ruhte auf ihr.

Der Pfarrer schien die Mahlzeit als Muße für die Unterhaltung anzusehen. Er aß rasch, mäßig, sichtlich zerstreut und ohne Genuß am Essen im Gegensatz zu den Landwirthen, die sichs mit derbem Appetit gut schmecken ließen. Das Glas berührte er kaum.

Zwischendurch sprach er — in Pausen und bedächtig; sein Gesicht zeigte den Ausdruck innerer Sammlung, scharfen Denkens.

Während er mit dem Messerbänkchen einige Brotkrümchen aufmerksam von einander stippte, sprach er vom dunklen Afrika, von einer Uebersetzung der Bibel in die Sprache der Eingeborenen, von den Segnungen der Mission.

Tante Sophie fühlte sich bald angestrengt und ermüdet; sie klappte den schwarzen, golddurchwirkten Fächer auf und zu — fächelte nervös.

Sie fand die weißen wohlgepflegten Hände schließlich am angenehmsten an dem Pfarrer.

Dem Baron widerstrebte stille, schwüle Luft. In seinem Wesen lag eine stark ausgeprägte Abneigung gegen den dozirenden, sich in seiner Weise überhebenden Gelehrtenton.

Joachim hatte sich von Anfang an isolirt, „war absichtlich unliebenswürdig," wie Ilse meinte.

Hans von Götz führte mit Hellbach fast ausschließlich das Gespräch, in dem zuletzt die realistischen, weltmännisch kühlen Lebensanschauungen des einen dem Idealismus des andern fast schroff gegenüberstanden.

Um so interessanter!

Ilse hörte mit gesammelter Aufmerksamkeit voll inneren Antheils zu — den Kopf selbstvergessen in die Hand gestützt, die schlanken Finger ins wellige Haar gedrückt.

Der Baron legte wider Gewohnheit früh die Serviette zusammen, trank sein Glas aus und hob die Tafel auf. Es wurden Kaffe und Cigaretten präsentirt; die Gesellschaft vertheilte sich zwanglos.

Tante Sophie zog sich zurück. Der Baron und Hans nahmen eine Partie Schach auf; Joachim sah den Spielern zu.

Ilse und Hellbach waren allein auf der Veranda.

„Sind die Männer nicht eigentlich beneidenswerth, daß sie Ziele klar vor Augen sehen, daß ein geschulter Verstand sie führt?" bemerkte Ilse, während sie gedankenvoll in die Ferne blickte.

„Ich meine, nein, Baronin", entgegnete der Pfarrer und ließ ebenfalls den Blick weithin schweifen, „den Frauen ward das Bessere zu theil: sie entscheiden mit richtigem Gefühl."

„Schweben wir Frauen da nicht in beständiger Gefahr?"

Der Pfarrer schüttelte leicht den Kopf. Ueberzeugungstreue stand wieder in den Augen geschrieben.

„Das Gefühl ist ursprünglich wie ein Quell — tief, rein und klar", versetzte er, „alles Ursprüngliche ist gut, ist göttlich."

Ilse dachte darüber nach: es entstand eine Pause.

Weil Tante Sophie eben zurückkehrte, brach das Gespräch ab.

Ilse bat den Pfarrer etwas zu musiziren.

Er klappte sogleich den Deckel auf und schlug im Stehen ein paar Töne an.

Töne, Akkorde fügten sich rasch an einander. Er nahm einen Stuhl und spielte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Galosche.

Humoreske von Paul Busse. (Nachdruck verboten.)

Bitte, sprechen Sie mir nur nicht von Galoschen! Das vertrage ich nicht. Ich hasse dies Schuhwerk aus innerster Seele. Jawohl. Das hat seine volle Begründung. Ich liebe die energischen, fein lackirten Stiefel, ich liebe die Halbschuhe, die meinem Bequemlichkeitstrieb schmeicheln, und ich liebe auch die anheimelnden Pantoffeln, die Gedanken an zukünftige Ehefreuden in mir erwecken. Nur vor den Galoschen habe ich einen Abscheu, einen ehrlichen Abscheu. Das ist eine ganze Geschichte, wollen Sie sie hören:

Ich hatte einmal bei Excellenz R. eine Besprechung. Ich komme in das Vorzimmer und lege meine Garderobe ab. Da gewahre ich, daß ich nur eine Galosche anhabe. Das war mir äußerst peinlich. Ich schäme mich natürlich ungesäumt vor dem Diener, der mich sehr verdächtig anschaut und sicherlich nicht weiß, was er von einem Herrn denken soll, der mit einer Galosche ausgeht. Nun, die Besprechung mit der Excellenz ist zu Ende. Die mit grünem Tuch beschlagene Thür schließt sich hinter mir. Der Diener hilft mir mechanisch beim Ankleiden des Ueberrockes. Ich ziehe natürlich auch die eine Galosche an. Ich kann doch unmöglich bei Excellenz eine Galosche stehen lassen. Der Diener würde es seinem Herrn melden und die Folgen wären unabsehbar. Ich spreche zum Diener einige unverständliche entschuldigende Worte über Galoschen, die nicht halten, über den Kautschuk, der so dehnbar ist und so weiter. Beim Abschied drücke ich ihm zerstreut freundschaftlich die Hand und verabreiche ihm ein höheres Trinkgeld, als man sonst unter normalen Umständen nach Besprechung bei der Excellenz zu verabreichen pflegt. Erleichtert athme ich auf, als ich mich auf der Treppe befinde, denn ich denke selbstverständlich daran, die Galosche auf kurzem Wege los zu werden.

In demselben Moment klopft mir jemand auf die Schulter.

„Ah, wie kommen Sie da her?“ fragt er liebenswürdig. „Wahrscheinlich bei Excellenz? Also Avancement. Gratulire als Erster. Na, Sie verdienen's ja.“ Und er klopft mir recht kräftig auf die Schulter. Es ist mein Freund Meyer, der alle seine Gefühlsäußerungen übertreibt, bei ihm sind Freudens- und Leidensausbrüche stets um einige Töne zu hoch gestimmt, und er weint, wenn Jemand stirbt, genau so, wie wenn Jemand geboren wird. Ich bemühe mich, ihn abzuschütteln. Er aber interessirt sich mit unbegreiflicher Herzlichkeit für mein leibliches und seelisches Wohlergehen. Er klammert sich an ganz uninteressante Details. Ich bleibe einige Male auf der Treppe stehen und immer starre ich auf die Galosche. „Ja, mein Lieber, jetzt avanciren Sie, da müssen Sie sich endlich die schlechte Haltung abgewöhnen, ich habe Ihnen das immer gesagt — wie gehen Sie denn, schauen Sie nur mich an“, und er streckt rasch seinen Oberkörper. Endlich, nachdem er mich ein kurzes Stück begleitet hat, schüttle ich ihn ab. Er versichert mich noch einmal seiner innigsten Theilnahme bis übers Grab hinaus. Dann entfernt er sich nach einem kräftigen Händedruck. Er hat mein Galoschenunglück nicht bemerkt, der gute Meyer! Ein wahres Glück. Denn er hätte sich für die Sache mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit interessirt, er wäre auf Details eingegangen und noch nach Jahren hätte er gefragt: „Können Sie sich noch erinnern, wie ich Sie damals mit der einen Galosche getroffen habe?“

Ich athme zum zweiten Male erleichtert auf. Ich wollte gerade in eine stille Gasse einbiegen, um die eine überflüssige Galosche rücksichtslos von mir zu schleudern. Da höre ich eine Stimme.

„He! He!“ Ich sehe mich um, mein Bureauchef. Na, das hatte gefehlt! Und wie leutselig er mich ansprach. Wenn er mir nur nicht immer auf die Füße sehen würde. Richtig, er frägt schon:

„Ja, sagen Sie, was haben Sie denn nur? Sie haben ja nur eine Galosche an.“

„Natürlich, eine Galosche“, erwiderte ich scheinbar nachlässig, aber ich spüre die flammende Röthe auf meinem Antlitz. „Der Arzt hat mir nämlich verordnet, auf dem rechten Fuß eine Galosche zu tragen“.

„Ja, Sie tragen sie doch aber auf dem linken,“ erwidert er.

„Ich muß eben ... einmal rechts, einmal links“, antwortete ich in großer Zerstreutheit.

„Das ist aber ein merkwürdiges Fußübel“.

„Ja, merkwürdig ist es schon. Es ist auch sehr unangenehm.“

„Aber nicht wahr, Sie haben das noch nicht lange? Es ist mir bisher garnicht aufgefallen.“

„Herr Chef haben mir eben nicht so viel Aufmerksamkeit gewidmet.“

„Das ist wirklich seltsam. Da sitzt unter meinen Beamten so ein Herr und ich weiß es gar nicht; Ihren Collegen ist es natürlich bekannt. Aber jetzt interessirt mich die Sache. Leben Sie wohl“, nickt er und eilt lachend davon.

Ich greife mir an die heiße Stirne. Wie das Blut zu den Schläfen steigt! Mein Bureauchef, der sich nun täglich für meine Füße interessiren und sie an jedem Morgen mustern wird — Gott helfe weiter und bewahre mich in seiner Huld vor amtlichen Nasen.

Ich habe mich noch kaum beruhigt, als mir Andreas Klein, Besitzer einer Chokoladefabrik, entgegentritt. In traulicher Stunde habe ich mich bereits zu seinem Schwiegersohn avanciren lassen, denn seine Tochter Ella ist ein reizendes Geschöpf, kein heirathsfähiges Mädchen im landesüblichen Sinne. Herr Andreas Klein bemerkt sofort meine Garderobenpein.

„Junger Mann, junger Mann, Sie vernachlässigen ja schauderhaft Ihr Aeußeres. Wenn man auch Junggeselle ist, so leichtsinnig darf man doch nicht sein. Sie sind es Ihrer Stellung schuldig, mehr auf ihr Aeußeres zu sehen. Ich rathe Ihnen im Interesse Ihrer Zukunft, darauf zu achten. Sehen Sie, ich würde keine meiner Töchter einem solchen Manne geben. Sie sehen ja schauderhaft aus.“ Und er betrachtet unablässig meine Galosche. „Schon lange habe ich diese Eigenthümlichkeit bemerkt. Wirklich schade, ist mir leid um Sie, denn Sie gefallen mir sonst.“ Und bedächtig den Kopf schüttelnd, sagt er mir Adieu.

Adieu, trauliche Ehehoffnung. Von Fräulein Ella und vielen schönen Illusionen mußte ich Abschied nehmen wegen einer fehlenden Galosche.

Der Zufall ist doch ein böswilliger Kumpan. Ich bin schon oft in funkelnagelneuem Anzug ausgegangen, geschmückt mit allen Toilette-Raffinements moderner Kleiderkünstler, ohne eine theilnehmende Freundesseele zu treffen. Und es wäre mir oft daran gelegen gewesen, in jenen Aufzügen so manchem meiner Freunde zu begegnen. Und einmal passirt mir ein kleines Toillettenmalheur, selbstverständlich werden bei dieser Gelegenheit sofort alle Geister der Hölle wider mich losgelassen.

Das ist die alte Geschichte, die kleinen Unannehmlichkeiten verbittern uns das Leben viel mehr als die großen Unfälle.

Die weiteren Chikanen des humoristisch veranlagten Zufallsgottes kommen noch. Ich lange in meinem Heim an und beginne sofort, die bereits mehrfach erwähnte Galosche in kleine Stücke zu zerschneiden. Das ist meine Rache. Es ist mir, als ob ich dem böswilligen Toilettestück Wunden in den Leib schnitte und ihm ratenweise seine Seele ausbliese. Ich habe diese schöne Arbeit noch nicht ganz vollendet, als ein Dienstmann zu mir in's Zimmer tritt und mir ein Packet überreicht. Ich bezahle ihn und öffne es neugierig. Der Portier vom Ministerpalais übersendet mir eine Galosche, die er auf der Stiege gefunden.

Daß mein Aerger sich nun in größerem Styl entwickelt, ist wohl selbstverständlich. Und ich zerstückle sofort auch die zweite Galosche.

Sie sehen also, daß ich Recht habe mit meiner gründlichen Verachtung aller Galoschen. Ich bitte Sie auch, sprechen Sie niemals in meiner Gegenwart von diesem Schuhwerk, denn das regt mich zu sehr auf und bringt mir meine schreckliche Geschichte in all zu lebhafte Erinnerung.

Modebrief.

Von Traute Dockhorn.

(Nachdruck verboten.)

Berlin, 22. Mai.

Nun haben sich endlich die Pforten der Berliner Gewerbe-Ausstellung erschlossen und der Strom der Schaulustigen fluthet durch den herrlichen Treptower Park, in dem neben dem friedlichen Bürger Alt-Berlins der kampflustige „Eingeborene" in Kairo und Deutsch-Ost-Afrika sein Wesen treibt, in dem die Arbeiter noch die nöthigsten und die Feuerwehrmannschaften die wichtigsten Leute sind. Als Gegensatz zu den unzufriedenen Gesichtern der venetianischen Gondolieri, die mit lauten und leisen Segenswünschen, (unter denen das Maledetto „von taubenhafter Sanftmuth zeugt"), das elektrische Boot und den kleinen Dampfer des neuen Sees und des Karpfenteichs begleiten, glänzen die frohlockenden Mienen der Lokal-Patrioten, die nun nicht blos ihren oft und immer wieder besungenen „Thiergarten", sondern auch noch die Ausstellung haben und Alles überstrahlen die freudigen Augen der Damen, die ein herrliches Milieu für ihre modernen Toiletten gefunden haben. Nicht der Staub des Rennplatzes beeinträchtigt ihre Frische, nicht die Sonderzelle des Corsowagens erschwert ihre Entfaltung, frei und unbehindert kann jede Art der Eleganz zur Geltung kommen. Obgleich ja allen Costümen das augenblicklich herrschende „System" deutlich aufgeprägt, so zeigt sich doch eine Mannigfaltigkeit der Auffassung, die wahrhaft staunen läßt und wenn man zwischen die hiesigen Damen von tout Berlin und demi . . . . . Berlin noch die zahlreichen Fremden mit ihrer zwar durchweg viel einfacheren aber doch meistens viel praktischeren Kleidung einreiht, so ergiebt sich das bunte, ewig wechselnde Bild eines Kaleidoscops. Bei der Fülle des vorliegenden Materials sehe ich deshalb heute von dem Bericht allgemein gültiger Regeln ab und will versuchen, unsern Leserinnen einzelne Toiletten, die besondere Beachtung verdienen, aber keineswegs in die Rubrik der „allgemeinen Aufmerksamkeit fallen" zu beschreiben.

Da ist zuerst das sommerliche Costüm einer Belgierin, wie man sich zuflüstert, der höchsten Aristokratie. In unserer Abbildung (1) ist der Versuch einer Wiedergabe gemacht, da wir aber auf die Farbe verzichten müssen, kann von dem eigentlichen „cachet" der Toilette kaum ein Begriff gegeben werden. Der ganz enorm weite Rock aus schwarz und weiß gestreifter Seide war vom unteren Rand aufwärts bis etwa Kniehöhe mit glatten Steppstichreihen von starker, gelb-rosa Seide verziert; diese Stepplinien in der Mitte eines jeden Streifens endeten in ganz ungleicher Höhe, so daß eine Art Flammenmuster entstand, dessen Eigenart bei Originalität keineswegs der Noblesse entbehrte. Bei gelegentlichem leichten Schürzen des jupe wurden innen mehrere Reihen schmaler rosa Volants sichtbar, die das anscheinend fortgelassene Streiffutter ersetzen sollten. Die glatte Taille mit kurzen puffigen Aermeln, denen sich lange, schwarze Handschuhe anschlossen, garnirten gelblich-weiße Spitzen, durch Rosetten und einem langschnebbigen Gürtel aus schwarzem Sammet gehalten. Den Stehkragen deckte eine volle schwarze Tüllrüsche. Auch an diesem Costüm spielte der Hut die Hauptrolle, eine immer wiederkehrende Thatsache, die ich schon im vorigen Brief meinen liebenswürdigen Leserinnen mittheilte.

Fig. 1.

Die sehr breitrandige, mit flachen Kopf versehene Form aus braunem starken Knotenstroh umgab ein Kranz rosa, vollerblühter Rosen ohne Laub. Der tief in die Stirn gesetzte Hut, mit breiten rosa Bindebänder unter dem Kinn gebunden, hatte eine Garnitur unterhalb der Krempe, die allgemein bestaunt wurde — nämlich zwei Scheitelpuffen aus braunem Tüll, die gleich riesigen Haar-Toupees an den Schläfen sich aufbauschten, vorn mit leichtem Gekräusel innen am Hutrand ansetzten und hinten als cache-peigne in zwei großen Rosen endeten.

Unter vielen anderen Anzügen möchte ich ferner des Anzugs eines jungen Mädchens erwähnen, der, besonders reizend in der Idee, gewiß gern Nachahmung finden wird. Zu einem glatt rothen Rock paßte die bunt-rothe, sehr lockere Blouse aus seidenen Taschentüchern, die derart arrangirt waren, daß der gepunkte Grund als Taille verwendet, während die einfarbigen Kanten der Taschentücher mit ihren schmalen schwarzen Abschlußborten aneinander gesetzt die Aermel bildeten. Stehkragen und Handgelenk garnirten fest geknotete Stoffzipfel.

Unter den mehr in sportliches Genre fallenden Toiletten erwies sich vor Allem ein Costüm aus schwarz und weiß carrirtem Wollenstoff — unsere zweite Skizze — als chic. Rock und Jacke zeigten tailor-made Façon. Dazu weißes, bauschiges Battistchemise mit rothem Umlegekragen und breitem Gürtel mit langen Enden aus hochrothem Seidenstoff. Den weißen Matrosenhut umgab schwarzes Band, ein schwarzer Schirm sowie schwarze Handschuhe vervollständigten den Anzug.



Fig. 2.

Die Umhänge brachten wenig Neues. Paletots, die im Verein mit den engen Taillen-Aermeln mehr und mehr wieder aufkommen, gelten nur bei puritanischer Einfachheit für wirklich elegant; all die wunderlichen Formen, die bald vorn, bald im Rücken gelegte oder gezogene Falten haben und ihre Trägerin unfehlbar bucklig erscheinen lassen, sind für den wirklich guten Geschmack unmöglich geworden. Was der Winter hierin ändert, bleibt jetzt noch Geheimniß. Vorläufig trägt man selbst die auffällig großen und bunten Knöpfe nicht mehr, die sich bis jetzt so hoher Protektion erfreuten. Bei dem heutigen Stand der Maschinen tauchen mit kaum glaublicher Geschwindigkeit allerlei Imitationen auf, die, bei billigen Preisen vorzüglich hergestellt, ihre echten Vorbilder nur zu leicht verbannen müssen. — Die Capes, im Großen und Ganzen nur verlängerte Kragengarnituren, wachsen sich zu wahren Phantasiegebilden aus. Wenn ein Sprichwort sagt, dies oder jenes sei nicht für die Hitze und nicht für die Kälte, aber für die Schönheit, so möchte ich einer Jury doch die Frage vorlegen, ob es wirklich schön ist, die Linie vom Hals nach der Schulter derart durch Falbeln, Schleifen, Zaddeln, Spitzen u. s. w. u. s. w. zu decken, daß jede Modellirung der menschlichen Figur als Sage erscheint. Aber was nutzte alle Beweisführung, was könnten alle Toilettenrichter und -Aesthetiker ausrichten . . . . ce que la femme veut . . . .

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.